

auch ihn einmal als einen von denen begrüßen zu können, an deren eigentümliche Sprache man sich gewöhnen muß, weil man ihre Persönlichkeit nicht umgehen und entbehren kann.

Das „Volk“ aber könnte in Heichert wieder einmal einen Hinweis haben, wo hinaus die Kunst geht. Wenn ein so „volkstümlicher“ Künstler sich ihm ohne äußeres Zuthun entringt: Vielleicht ist es dann doch richtiger, aus den noch unverstandenen Malern durch ehrliches Anschauen neuen Genufs zu gewinnen, als mit Wohlbehagen die alten Süfsigkeiten zu schlecken.

Düsseldorf.

E. P. Keith.

---

### Bei Conrad Ferdinand Meyer.

Ein Gespräch. Mitgeteilt von Fritz Koegel,  
Düsseldorf.

Am ersten Oktober 1890 suchte ich Conrad Ferdinand Meyer auf seinem Landsitz in Kilchberg überm Züricher See auf. Den Gang unsres Gesprächs hab ich einige Wochen später in Pallanza niedergeschrieben, als der Klang seiner Worte noch lebendig in mir war. Was ich unten davon gebe, ist in zusammengedrängter Form der Kern dessen, was Meyer selbst gesagt hat. Alles Unwichtige, vieles weniger Wichtige ist ausgelassen. Die Treue der Gedanken kann ich überall verbürgen, an allen Hauptpunkten auch die der Worte. Der Kenner wird die Prägung und den Tonfall der Meyerschen Rede heraus hören.

Man beachte, dass Meyer über den Kaiser und Bismarck im Herbst 1890, nicht lange nach Bismarcks Entlassung, also zu einer Zeit spricht, wo der Kaiser wirklich noch eine halbverhüllte, mit bänglicher Spannung betrachtete Rätselgestalt war.

Den Plan zum Friedrich II., den er mir mit Fülle und Feuer entrollte, hat er nicht vollenden können. Zwei Jahre später brach er gerade über dieser Arbeit zusammen. Da er die Entwürfe selbst vernichtet hat, wird die Skizze, in seinen eignen Worten, willkommen sein.

Gottfried Keller war einige Monate zuvor gestorben. Meyer stand noch unter dem Eindruck seines Todes. Immer wieder kam er auf Keller zurück. Was er mir über ihn gesagt hat, sollte seine „Erinnerungen an Gottfried Keller“



Nach einer Radierung von Otto Heichert.

im ersten Oktoberheft der „Deutschen Dichtung“ (Jahrgang 1890) ergänzen. Wer das ganze Bild haben will, muss diese Erinnerungen hinzunehmen. Die Mitteilung so vertraulicher Äusserungen wird man jetzt, nach zehn Jahren, nicht mehr indiskret finden. Beide sind tot und beide sind so gross, dass ihr Bild keiner Retouche bedarf.

Schweizerisches Deutschtum. — Sie können sich nicht denken, mit welcher Spannung wir deutschen Schweizer alles verfolgen, was in Deutschland drüben vorgeht. Wir fühlen uns geistig dorthin gehörig. Deutschland ist doch schliesslich unser Vaterland, im geistigen Sinne, wir hängen vom geistigen Leben dort ab, erhalten die Anregungen, Kraftzuflüsse von den Centren dort. Wo sollten wir deutschen Schweizer hin mit unserm Deutschtum in der vielsprachigen